und weich im Angriff waren, ließ er zwar fühlen, keiner aber konnte ihn sehen.

Nachdem er nun drey Jahr den Reveling ausgehalten hatte, ist er, ohne jemand zu beleidigen, weggegangen.

Es hatte aber Reveling eine schöne Schwester, um welcher willen viele argwohnten, daß sich dieses Erdmängen bei ihm aufgehalten hatte.

In der gedruckten Genealogie derer v. Laer, den Beschreibung des Schlosses Hardenstein, wird die Sache mit ganz andern Umständen also (aus dem Holländischen ins Teutsche übersetzet) erzählet:

Von dem Hause Hardenstein wird die heydnische Fabel erzählet, daß sich vorzeiten ein Erdmängen (wouter manneken) aufgehalten, welches sich König Volmar genennet, und diejenige Kammer bewohnet hätte, welche von den heydnischen Zeiten an bis auf den heutigen Tag Volmars Kammer heißet. Dieser Volmar mußte jederzeit einen Platz am Tische und einen für sein Pferd im Stalle haben, da denn auch jederzeit die Speisen, wie auch Haber und Heu verzehret wurden, von Menschen und Pferden aber sahe man nichts, als den Schatten.

Nun trug es sich zu, daß auf diesem Hause ein Küchenjunge war, welcher begierig seyende diesen Volmar, wenigstens seine Fußtapfen, zu sehen, hin und wieder Erbsen und Aschen streuete, um ihn solcher gestalt auffallend zu machen. Allein es wurde sein Vorwiz sehr übel bezahlet; denn auf einen gewissen Morgen, als dieser Knabe das Feuer anzündete, kam Volmar, brach ihm den Hils und hieb ihn zu Stücken, da er die Brust an einen Spieß steckte und briet, etliches röstete, das Haupt aber nebst den Beinen kochte.

Als der Koch bey seinem Eintritt in die Küche dieses erblickte, wurde er sehr erschrocken und durfte sich fast nicht in die Küche wagen. So bald die Gerichter fertig waren, wurden solche auf Volmars Kammer getragen, da man denn hörete, daß sie unter Freudengeschrey und einer schönen Music verzehret wurden. Und nach dieser Zeit hat man den König Volmar nicht mehr verspühret; über seiner Kammerthür aber war geschrieben: daß das Haus künftig so unglücklich seyn sollte, als es bishero glücklich gewesen wäre, auch daß die Güter verspfittert und nicht ehender wieder zusammen kommen sollten, bis daß drey Hardenberge v. Hardenberge im Leben seyn würden."

Ehemaliger Fischreichtum der Flüsse und Bäche des Sauerlandes.

Es ist unbestritten, daß die Flüsse und Bäche unseres Sauerlandes ehemals sehr fischreich gewesen sind. Wir haben dafür mancherlei Beweise. In Wehringhausen-Hagen gibt es noch heute an dem Ufer der Ennepe eine Fischerstraße. Heute denkt kein Mensch mehr daran, Fische dort in der Ennepe zu fangen. Sie sind längst dort verschwunden. Man meint, daß die Fische infolge der Fabrikanlagen, durch die das Wasser verschmutzt wurde, verschwunden seien. Der größte Feind der Fische war schon vorher etwas anderes. Das waren die Wehranlagen. Sie waren für die Fischerei von großem Nachteil, weil sie, mit der Zeit überhöht, die Fische hinderten, zum Laichen flußaufwärts zu steigen. Das war auch der Grund, weswegen der berühmte Fischreichtum der Ennepe abnahm. Die Fischnahrung hatte früher noch größere Bedeutung als heute, weil die Kirche wöchentlich drei Fasttage vorschrieb, an denen kein Fleisch, wohl aber Fische gegessen werden durften. Die Sauerländische Fluß- und Schlachtenordnung des Herzog Johann III. von Cleve, des Grafen von der Mark, die auf den 31. Juli 1525 datiert ist, suchte die Belange der Fischer etwas zu schützen. Der Abbruch der in den letzten Jahrzehnten neu errichteten Schlachten und die Abtragung der Ueberhöhungen sowie die Vornahme einer regelmäßigen staatlichen Wasserschau wurde angeordnet. Auf diese Weise hat man noch jahrhundertelang der Fischerei in unsern sauerländischen Flüssen und Bächen die Existenz gesichert. Schließlich aber hat doch die zunehmende Industrie vielfach die Fische gänzlich vertrieben und die Fischerei völlig beseitigt. Nur in den größeren Flüssen oder in den kleinen Waldbächen trifft man heute noch Fische an, die aber im großen und ganzen für die Volksernährung heute nur noch geringe Bedeutung haben.

Ein westfälischer Vineta.

In unseren Sagen klingen die Glocken von untergegangenen Dörfern. „In der Fluten Schoß hinabgesunken, blieben unten ihre Trümmer stehn." Was von Vineta an der nordöstlichen Küste der Insel Usedom erzählt wird, gilt mehr oder minder von allen derartigen Sagen. Immer war es der gerechte Zorn Gottes, der das Strafgericht über die in Ueppigkeit und freventlichen Uebermut verfallene Menschheit ereilte.

Es gibt aber auch wirklich Trümmerstätten versunkener Ortschaften auf dem Meeresgrunde. Auf dem Grunde unserer Talsperren ruhen sie, und man kann sie bei niedrigem Wasserstande von Zeit zu Zeit aus den Fluten auftauchen sehen. So ist es bei der Möhnetalsperre und mehr noch bei der Edertalsperre. Als diese angelegt wurden, verschwanden eine ganze Anzahl Dörfer ganz oder teilweise. Es mußten 135 Gehöfte verlassen werden, und das rührige Dorf Berich samt der Kirche, der Bericher Hütte und der Stollmühle wurden überflutet; 150 Familien mußten sich eine neue Heimat suchen. Hin und wieder kommt es vor, daß die alten Dörfer wieder freigelegt werden. Inmitten zusammengestürzter Häuser ragt die uralte, auch geschichtlich denkwürdige Bericher Kirche aus den zurückweichenden Fluten empor, und mit stiller Wehmut schauen die einstigen Dorfbewohner hin auf die teure Stätte, wo sie getauft, eingesegnet, getraut worden sind, wo ihre teuren Verstorbenen der Auferstehung entgegenschlummern. Es gewährt einen eigenartigen Reiz, wenn sie in trockenem Sommer ihre aus der Tiefe aufgetauchten Heimstätten noch einmal besuchen können, ehe die Fluten das heimische Vineta wieder verschlingen.

Verantwortlich: Ernst Lorenzen in Hagen.
Druck und Verlag: Gustav Butz in Hagen.

Hagener Heimatblätter

Monatliche Beilage zur Hagener Zeitung

Nr. 7 | Juli | 1933

Heuarn.

Nun geiht in aller Frügge
Dat eiste Aren an.
Dei Mähjers in diar Rigge
Nu schmitt sei wir op Schlan
Dei Blaumen und dei Beisen,
Dat Gras so gräun un lang —
Mie est, at möcht ieck freisen,
Hör ieck dian Seißenklang.

Wo üm dei Jallenstrüke
Dei kleine Biecke flütt,
Wo üm dei Flöütedieke
Dei Ougenstöüter schütt:
Wat was dat do im Dale
Van Gras un Blaumen bunt,
At wann im Hochtiedssaale
'ne Brut im Kranse stund.

Und nu — in twei, drei Dagen
Dann es dat Heu alt in —
Dei Wiacken daut sieck jagen —
Dat Korn köümet ächterdrin;
De Heid blött op dian Heien;
De Buer schlütt dat Heck,
Un dann sind wir de Weihen
Un alle Kämpe bleck.

In frügger Muargenstunne
Wat ging de Wind so läu.
Nu briennt di Middagssunne,
Et rükt no döurem Heu.
Dürch Wielken un Verfiarwen
In houger Sommertied,
Hör ieck dat Lied vam Stiarwen
Vam Stiarwen alt so wiet.

Ieck weit, dat Gras maut stiarwen
Wann noch de Dag so hell,
Un weit dias nix verdiarwen,
So Guatt de Här dat well.
Blitt alles in sien' Gleisen,
Es ok de Winter lang.
Und doch — ieck möchte freisen
Hör ieck dian Seißenklang.

Fritz Stade.

Hagener Erinnerungen.

Im April 1931, also vor nunmehr über zwei Jahre, hat der Archivar der Stadt Hagen, Herr Dr. Fritz Schemann, in der „Hagener Zeitung" Erläuterungen über Hagener Straßen und Straßennamen gebracht, die ohne Zweifel für viele Hagener Einwohner Aufklärungen über die Entstehung der Straßennamen gebracht haben. Auch ich habe damals diese Aufsätze gern gelesen und hatte als alter Hagener nur in einigen wenigen Punkten abweichende Erinnerungen. Ich hatte mir die Zeitungen damals zurückgelegt, um zu einem einzigen Straßennamen, und zwar dem letzten Absatz erwähnten Namen Minervastraße etwas Abweichendes vorzubringen. Durch vielerlei Arbeiten war ich abgelenkt und bin jetzt durch einen Zufall wieder darauf gekommen. Trotzdem zwei Jahre darüber hingegangen sind, halte ich es für richtig, den Namen aufzuklären.

Herr Professor Dr. Schemann gibt folgende Erklärung:

„Als um die Mitte des 19. Jahrhunderts der Fabrikant Friedrich Tasche hier in Wehringhausen sein Eisenwerk gründete, nannte er es „Minerva" nach der italienischen Göttin der Erfindsamkeit, der Schutzpatronin aller Fertigkeiten und Künste, und von der Fabrik aus ging der Name auf die späterhin ausgebaute Straße über."

Es ist richtig, daß Herr Friedrich Tasche in Wehringhausen eine Eisenwarenfabrik betrieb, die später von seinem Schwiegersohn Friedrich Beyersmann übernommen wurde. Mitglieder der Familie Tasche waren dort noch lange Jahre hindurch tätig. Herr Heinrich Tasche hat sich auch als Leiter der Feuerwehr und als Vorstand des Wehringhauser Bürgervereins um seine engere Heimat verdient gemacht.

Um den von Herrn Professor Schemann angenommenen Zusammenhang zwischen einem angeblichen Fabriknamen „Minerva" und der Straße klarzustellen, habe ich bei Herrn Wilhelm Grote, früher Teilhaber der nun erloschenen Firma Fried. Beyersmann, und bei Herrn Ernst Meister, der über 30 Jahre dort tätig war, angefragt und folgende Antworten erhalten:

„Ich kann Ihnen nur sagen, daß mir von einem Zeichen „Minerva" nichts bekannt ist; die Firma Beyersmann hat niemals das Zeichen „Minerva", sondern immer nur als Fabrikmarke einen Schraubstock geschlagen."

leider versäumt, da ich nur annehmen mußte, daß ich einen Schwindler oder Phantast vor mir hatte. Sein Auftreten war im übrigen so sicher und gewandt, daß er vielleicht doch noch Leute gefunden hätte, die darauf hereingefallen wären, wenn nicht der unerbittliche Tod einen Schlußstrich unter dieses verwunderliche Leben gemacht hätte. Hagen hätte vielleicht auch ein Goldmachererlebnis gehabt, wie es in den letzten Jahren an mehreren Stellen Deutschlands vorgekommen ist.

M. Gerstein.

Die Quellen, die bei Hagen aus dem vielfach vorkommenden Tonschiefer laufen, enthalten fast immer Bestandteile, von denen man oft angenommen hat, daß sie gewerblich verwertet oder zu Heilzwecken ausgenutzt werden könnten. In Eppenhausen war früher ein als Heilwasser bekannter Quell. Die „Hagener Zeitung" hat vor etwa zwei Jahren aus ihren alten Archiven eine Anzeige gebracht, daß im Jahre 1816 der Eppenhauser Brunnen neu gefaßt worden sei und daß die Hagener diese Badeanstalt für Heilzwecke benutzen möchten. Diese Badeanstalt war nicht in dem jetzt benutzten Gasthause, sondern gegenüber stand ein großes Fachwerkhaus, wo an der rechten Bergseite die Badezellen angebaut waren. Die späteren Besitzer haben die Anlage verfallen lassen, weil sie nicht mehr benutzt wurde.

Ein ähnliches Vorkommnis ist in Bad Henkhausen, wo noch jetzt die Badeanstalt benutzt wird, und wo nebenbei in der schönen Natur die Badegäste Erholung und Erquickung bei gutem Kaffee finden.

M. Gerstein.

Aindröppken.

Einen eigenartigen Namen trägt der 2. Juli, das Fest Mariä Heimsuchung, im Volksmunde. Dieses Fest ist verhältnismäßig späten Ursprungs, wurde es doch erst um 1389 durch Papst Urban VI. zum allgemeinen Fest der Christenheit erhoben, nachdem es vorher nachweislich seit 1263 schon in den Kreisen des Franziskanerordens gefeiert worden war. Der Inhalt des Festes ist gegeben durch die biblische Erzählung vom Besuch Marias bei Elisabeth, „da Maria aufstund und ging auf das Gebirge". (Luk. 1, 39.)

Wird Mariä Heimsuchung heute auch nicht mehr so hoch gefeiert wie früher, so spielt dieser Tag doch eine bedeutende Rolle im Leben des Bauern als besonderer Lostag für das Wetter. „Wie die Mutter Gottes hinum geht, so geht sie auch herum", sagt man am Lechrain. Im Rheinland und in Westfalen hat man für die Wetterbedeutung dieses Tages Bezeichnungen wie Maria Aindröppken, Eintropfentag, Maria Tröpfchen, Muttergottestropfen, Mariamiek, Mariensief oder Maria-Zip u. a. m. In unserer Gegend sagte man und sagt es heute noch vielfach: „Maria ain Dröppken", d. h. genauer gesagt: „Wenn et op Maria ain Dröppken regnet, dann regnet et noch vattig Dage", oder, wie es in Solingen heißt: „Den twelfden Juli eß Eindroppendag; wann et dann rähnt, rähnt et seß Wäken an einem Stöcke". „Maria Heimsuchung mit Regen, tut 40 Tage sich nicht legen", meint der Glückauf-Kalender von 1883, während der Allgemeine Reichskalender für das Hochstift Osnabrück von 1780 zu melden weiß: „Regnet's am Tage Mariä Heimsuchung, bedeutet es noch mehr Regen." In der Bonner Gegend galt der Spruch: „Maria Sif, regiert dat Wief", d. h., wenn es an diesem Tage „sift" (träufelt, tröpfelt), regnet es noch vierzig Tage. Dasselbe sagt die Kempener Wetterregel: „Wenn et am Maria-Zip e Soepspoer regent, doe regent et noch vertsich Dagh." Man hat dieses Sif oder Zip wohl mit der Fruchtbarkeit spendenden Gattin Donars Sif zusammenbringen wollen, aber davon kann keine Rede sein, da Zip die Spitze der Brunnenröhre bedeutet, woraus das Wasser zipt = trieft. Daß man wirklich bei der Bezeichnung nur an „Triefen" denken darf, zeigen die etwas derben Bezeichnungen dieses Tages in unserer Kohlengegend: „Maria Plesterkunte" (von plestern = stark regnen) und „Maria Plestergatt". Wenn dieser Tag solch böse Vorbedeutung für die Witterung der nächsten vierzig Tage hatte, dann kann man verstehen, daß gar mancher Bauer früh morgens schon nach dem Himmel ausschaute, ob es an dem Tag regnen würde oder nicht. In nur allgemeinem Zusammenhange mit der Wetterbedeutung von Mariä Heimsuchung steht der Glaube des Tiroler Volkes, daß der Blitz nicht einschlägt, wenn man an diesem Tage einen Haselzweig an das Fenster steckt.

A. D.

Altwestfälische Schützenfeste.

Von Dr. phil. Herbert Meckies.

Schon gleich zu Anfang des aufkommenden Bürgertums spielten Waffenübungen eine große Rolle. Mit dem Emporblühen des Städtewesens und dem Verfall des Rittertums traten die Schießübungen der Bürger immer mehr in den Vordergrund, und die Stelle der Turniere nahmen bald die Veranstaltungen der Schützengilden und der Schützengesellschaften ein. Die Landesfürsten förderten diese Waffenfreudigkeit des Bürgertums in jeder Weise und nahmen die Gründung von Schützengesellschaften sogar selbst in die Hand. Ja, sie statteten die Schützengesellschaften mit besonderen Vorrechten aus, ließen Schützenfeste in großartigstem Stile veranstalten und setzten die kostbarsten Preise für die besten Schützen aus.

Der ursprüngliche Zweck der Schützengesellschaften war die Ausbildung in der sicheren Handhabung der Schußwaffe bei Kriegsgefahr. Doch war mit der Zeit auch das festliche Element und das Vergnügen bei den Veranstaltungen der Schützengesellschaften zu seinem Recht gekommen. Waren einerseits die Schießübungen zur Ausbildung waffenfähiger Bürger für die Verteidigung der Städte von höchstem Nutzen, so bildete der festliche Charakter dieser Veranstaltungen die Grundlage einer echten, gesunden Volksgemeinschaft. Durch den Verkehr der Schützengesellschaften verschiedener Städte und durch das Heranziehen fremder Schützengilden entstand ein wechselseitiger Verkehr zwischen den Städten, der für die Entwicklung unseres deutschen Kulturlebens von der größten Bedeutung geworden ist. Durch gegenseitigen Austausch von Gedanken und Erfahrungen entstand das Gefühl der Volksgemeinschaft und der Volksverbundenheit und zugleich das Bestreben, seine waffentüchtige Rechte in den Dienst dieser Volksgemeinschaft zu stellen.

Die besten Aufschlüsse über das Leben und Treiben in den alten westfälischen Schützengenossenschaften geben uns die Schützenordnungen und Schützenbriefe, von denen fast jede westfälische Stadt ihre eigenen hatte. Diese Urkunden geben zugleich ein getreues Spiegelbild des bürgerlichen Lebens im alten Westfalen. Zucht und Wohlanständigkeit sind hier als die obersten bürgerlichen Tugenden gepriesen und werden auf das Entschiedenste von den Mitgliedern der Schützengesellschaften gefordert. In einer westfälischen Schützenordnung aus dem 15. Jahrhundert wird verlangt, daß sich jeder Angehörige der städtischen Schützengesellschaft in seinem Leben und in seinen Taten ehrbarer und christlicher Tugenden befleißigen solle, aber alle gottlosen und unehrbaren Dinge meiden müsse. In anderen Urkunden wird betont, daß das Fluchen, Schwören und Gotteslästern bei ganz empfindlichen Strafen verboten sei.

Wenn auch allen Festlichkeiten der westfälischen Schützengesellschaften die Pflege des Waffenhandwerkes und der Geselligkeit gemeinsam war, so hatte jede Stadt und jedes Dorf doch auch ihre Besonderheiten und Originalitäten, welche vor den Nachbarn treu behütet und bewahrt wurden. So war es in der Gegend von Paderborn üblich, daß am zweiten Schützenfesttage die Frauen die Hauptrolle spielten. Die Schützenkönigin hatte das Regiment über die Schützen, und auch die Hauptleute, Leutnants, Fähnriche usw mußten ihre Charge an die Frauen abtreten. Aehnlich war es in der Briloner Gegend. Da übernahmen am zweiten Tage die Frauen die Rolle der Schützen, exerzierten und schossen nach dem Vogel, während die Männer lediglich zusehen durften. Im westlichen Münsterland war bei den Frauen und Mädchen am dritten Schützenfesttage das Scheibenwerfen an der Tagesordnung. Ebenso wie am ersten Tage um den Schützenkönig, wurde am zweiten Tage um die Scheibenkönigin gestritten.

Aus Büderich und Holtum berichtet Sartori, daß das Schützenfest nur am Werktage gefeiert wurde, und dazu die Schützen alle in blauen Kitteln erschienen. Das Fest fand auf einem großen Bauernhofe statt. Der Besitzer dieses Hofes spielte bei dem Feste eine besondere Rolle und hatte den Namen Schöffe.

An einigen Orten Westfalens fiel das Schützenfest auf Pfingsten. Die Gepflogenheiten der Schützen haben sich dann als alte Pfingstbräuche erhalten. So erzählen uns aus dem Mindenschen die Chroniken von einem Scheibenschießen zu Pfingsten. Als Preis wurden zwei Hammel ausgesetzt. Die beiden besten Schützen erhielten Haut und Eingeweide, die übrigen acht besten teilten sich in das Fleisch. In diesem Brauch steckt ein altgermanischer Zug. Die nordischen Mythologien erzählen, daß bei Schlacht- und Opferfesten zu Ehren eines Gottes als höchste Gabe Haut und Eingeweide der geschlachteten Tiere dem Gott geweiht wurden.

Allgemein üblich war in Westfalen das Abschießen einer Holzfigur, des Vogels. Diese Sitte ist schon sehr alt. Schon im 13. Jahrhundert finden wir in ganz Deutschland neben dem Schießen nach der Scheibe das Schießen nach dem Vogel. In einer Chronik aus dem 14. Jahrhundert erfahren wir, daß der Hochmeister Winrich von Kniprode verordnete, daß in allen Städten Preußens nach dem Vogel für einen Preis geschossen werde. Eine westfälische Urkunde aus dem Jahre 1520 berichtet von einem großen Schießen zu Dortmund, wobei aus Röhren nach der Scheibe geschossen wurde und mit der Armbrust nach dem Vogel. Sind die Nachrichten über die näheren Umstände bei den Schützenfesten aus jener Zeit verhältnismäßig gering, so liefern uns die Chroniken seit Ende des 16. Jahrhunderts sehr reiches Material.

In Westfalen gab es an der oberen Lenne und auch an anderen Orten insofern eine Besonderheit, als man hier noch auf eine andere Holzfigur schoß, den sog. „Geck", der ungefähr einen halben Meter lang war. Erst galt es den Vogel abzuschießen; wenn dies gelang, der wurde Schützenkönig. Dann nach schoß man auf den „Geck", wer ihn abschoß, wurde ebenfalls zum König gewählt. Doch bestand zwischen beiden Königen der Unterschied, daß dem zweiten König die sonst üblichen Ehrungen und Ehrenbezeugungen in das Gegenteil umgekehrt wurden.

In einigen Orten Westfalens finden wir in frühester Zeit die Nachahmung des in Süddeutschland bekannten „Pritschenmeisters". Neben den Schützen, Fähnrichen, Leutnants, Hauptleuten und dem Schützenmeister, der die Waffen zu prüfen hatte, gab es den sog. „Pritschenmeister", der seinen Namen von der „Pritsche" hatte, einem besonders im Rheinland während der Fastnachtszeit bekannten klatschenden Schlagwerkzeug. Der Pritschenmeister war eine Art Spaßvogel und sorgte für den nötigen Humor. Er strafte die ungeschickten Schützen mit seiner Pritsche und hielt auch die Zuschauer in Ordnung, indem er von seiner Pritsche reichlichen Gebrauch machte. Wem eine größere Tracht Prügel verabreicht werden sollte, wurde von dem „Pritschenmeister" zur Richtstätte geschleppt, einem Gerüst, auf dem er seine Opfer vor der lachenden Menge nach allen Regeln der Kunst verbläute. Auch mußte der Pritschenmeister redegewandt sein, um zu jeder Zeit, wenn es nötig war, eine spaßige Rede zu halten. Vor allem waren es die schlechten Schützen, die sich seine Spottreden gefallen lassen mußten.

Zum Schluß sei noch auf ähnliche spaßhafte Verprügeleien hingewiesen, wie sie im Münsterlande am Schützenfest üblich waren. So wird überliefert, daß sich die jungen Burschen mit Ruten bewaffneten und eine Art Gasse bildeten. Die Mädchen des Dorfes mußten nun unter dem Gelächter aller Umstehenden durch diese Gasse laufen, während die Burschen ihre Ruten schwangen.

Aus einer alten Schulchronik.

Von Dr. Ewald Dresbach.

In früheren Zeiten gab es in den einzelnen Kirchspielen nur eine ordentliche Schule; das war die Kirchspielschule oder Dorfschule. Wegen der weiten Entfernungen machte sich das Bedürfnis geltend, in den entlegenen Ortschaften besondere Nebenschulen, auch Winkel- oder Heckschulen genannt, zu errichten. Das verstieß aber gegen die allgemeine Vorschrift und namentlich gegen den Willen des ordentlichen Schulmeisters an der Dorfschule, der sich durch die Einrichtung in seinen Einnahmen geschädigt sah. So kam es, daß Dor

„Zur Sache teile ich Ihnen mit, daß wir früher als junge Angestellte der Firma Fried. Beyersmann uns naturgemäß hin und wieder über die Entstehung des Namens Minervastraße erkundigt haben. Stets wurde uns dann gesagt, daß derselbe von der früheren Alaungrube herrühre, die „Minerva" geheißen hat. Der Volksmund sagt: „Es war dort ein Bergwerk, das so hieß."

Daß die Firma Beyersmann jemals ein Zeichen „Minerva" geschlagen hätte, ist mir nicht bekannt. Da recht alte Kataloge vorhanden waren (die heute m. E. im Besitze der jüngeren Herren Beyersmann sein müssen, übrigens auch an und für sich die Entwicklung der Wehringhauser Industrie sowie den Aufbau von Werbematerial als solchem äußerst aufschlußreich sind), so hätte mir das Zeichen bestimmt auffallen müssen. Ich habe nämlich z. B. vor meinem Jubiläum 1924 viel darin umhergeblättert. Von dem ursprünglichen Gründer Friedr. Tasche — vor 1857 — waren keine dabei."

Hieraus ist unzweifelhaft zu entnehmen, daß die Herleitung des Herrn Professor Dr. Schemann auf Irrtum beruht.

Der Name „Minerva" ist auf andere Weise mit der Straße in Verbindung gekommen. Aus meiner Jugendzeit war mir bekannt, daß die Familie August Winkhaus dort eine Besitzung hatte, die den Namen „Minerva" führte; sie ist später von Herrn Friedrich Beyersmann käuflich erworben, er hat dort längere Zeit gewohnt. Ich habe als Schüler mit meinem Schulkameraden Rudolf Winkhaus mich dort viel aufgehalten, und deshalb war es mir bekannt, daß in diesem Grundstück ein alter Stollen vorhanden war, der nach meiner Erinnerung als „Gewerkschaft Minerva" bezeichnet wurde und zur Gewinnung von Alaun gedient haben sollte.

In der „Geschichte der Industrie im märkischen Sauerland" von Herrn Dr. Ernst Voye, Band I, Seite 42, finden wir folgende Aufzeichnungen:

„In Wehringhausen, in der Nähe der Fabrik von Fr. Beyersmann, wurde etwa 1840 ein Stollen in den Berg getrieben, um Alaun zu gewinnen. Eine erbaute Alaunhütte trug den Namen Minerva, nach der noch heute eine Straße Minervastraße heißt. Sie gehörte Rupe, später übernahm sie ein Umbeck. Dieser stellte jedoch die Förderung Ende der 40er Jahre wegen Unrentabilität wieder ein. Der Stollen ist später als Bierlagerkeller (1859—63) benutzt worden, und dann zu Wasserleitungszwecken."

Diese Niederlassung Minerva ist also ohne Zweifel älter, als die Fabrik Friedrich Tasche; der Name kann also nicht von der Fabrik abgeleitet sein.

Ich habe mich dann an das Oberbergamt in Dortmund gewandt, um Auskunft zu erhalten. Diese Behörde hat in freundlicher Weise mir folgende Auskunft gegeben:

„Die an Hand der Verleihungsrisse und Berechtsamakten von uns angestellten Nachforschungen haben nichts ergeben, das auf eine frühere Mutung oder Gewerkschaft Minerva hinweist. Festgestellt haben wir lediglich, daß am Goldberg und in seiner unmittelbaren Umgebung bzw. in der Gemeinde Wehringhausen die Eisensteinbergwerke „Seigetreu I" — vorher Seigetreu —, „Sicilia" — vorher Marcus —, „Marienburg" — vorher Ludwigsglück —, „Dahlmann" und das Galmeibergwerk „Paul" gemutet und verliehen worden sind.

In keiner der den Verleihungen vorausgegangenen Schlußverhandlungen, zu denen stets die Muter und Eigentümer der angrenzenden Bergwerksfelder geladen wurden, ist die Mutung oder Gewerkschaft Minerva genannt."

Hiernach ist festgestellt, daß es sich jedenfalls nicht um eine nach dem Berggesetz eingetragene Gewerkschaft gehandelt hat.

Ich habe darauf weiterhin an meinen alten Schulkameraden Rudolf Winkhaus, der in Münster lebt, geschrieben; er hat mir unter dem 2. Mai 1931 geantwortet:

„Du fragst nach Einzelheiten über den alten Stollen, der uns vor Jahren gehört hat. Der Unternehmer, der den Stollen früher betrieben hatte, hieß m. W. Rube. Mein Vater hat ihn gekauft von einer Witwe Umbeck, und zwar muß das gewesen sein Herbst 1862, denn damals zogen wir in die Besitzung. Verkauft wurde die Besitzung 1879.

Wie der Name „Minerva" mit dem Stollen zusammenhängt, kann ich Dir nicht mehr sagen. Ich erinnere mich nur noch einer Inschrift, die auf einem alten Stein stand und die lautete: „Mit Gott zum Stollen „guter Stern". Dieser Stein ist später bei einem Anbau an dem Hause verwandt worden.

Ich hoffe, daß die wenigen Angaben, die ich Dir machen konnte, von Nutzen für Dich sind."

Die Besitzung „Minerva" ist, soweit mir bekannt, von einer Baugenossenschaft erworben, die alten Gebäude sind abgebrochen. Vielleicht erinnert sich der Vorstand der Baugenossenschaft, daß von den Arbeitern der hier erwähnte Stein gefunden worden ist; vielleicht läßt sich noch ermitteln, wohin er gekommen ist.

Das, was ich ermittelt habe, ist zwar nicht voll erschöpfend für die Entstehung des Namens „Minerva". Aber nach meiner Ueberzeugung rührt der Name von dieser Alaungrube her, nicht von der Fabrik des Herrn Tasche oder Beyersmann.

M. Gerstein.

Da ich durch die Nachforschungen, betreffend den Namen „Minervastraße", erwähnen mußte, daß in Wehringhausen ein Alaunwerk bestanden hat, so liegt der Gedanke nahe, zu fragen, ob auch an anderer Stelle unserer Heimat eine derartige Gewinnung betrieben worden ist. In dem von mir bereits erwähnten Werke des Herrn Dr. Voye, das eine Fundgrube für das Studium der Industriegeschichte bildet, ist auf Seite 287 eine eingehende Darstellung gegeben, wie und wo seit 1833 Alaun in der unmittelbaren Nachbarschaft von Hagen gewonnen worden ist. Die Hauptfundgrube und Verarbeitung war in der Donnerkuhle. Ich erinnere mich aus meiner frühesten Jugend, daß an dem Wege von dort nach Halden Ruinen von Fachgebäuden standen und daß dabei von meinem Vater der Name „Kagenbusch" erwähnt wurde. Aus dem Buche Dr. Voye's entnehme ich nur, daß im Jahre 1850 vierzig Arbeiter beschäftigt wurden; hergestellt wurden: 3000 Ztr. Alaun,

dann auf andere Weise. Hierdurch würde aber meiner Schule der letzte Stoß gegeben.

Meine alleruntertänigste Bitte ergeht daher dahin, daß Ew. Königl. Majestät geruhen wollen, zu befehlen, daß die Eingesessenen hiesigen Kirchspiels die Kinder in die Dorfschule schicken und daß das Consistorium weiter keine Nebenschulen duldet ohne vorherige Untersuchung und allergnädigste Erlaubnis."

Welchen Erfolg diese Eingabe gehabt hat, ist aus den Akten nicht ersichtlich. Indessen, das Bedürfnis, in den entlegenen Ortschaften für bessere Schulverhältnisse zu sorgen, ließ sich nicht von der Hand weisen. Die Königl. Regierung zu Arnsberg verfügte daher am 4. Juni 1819, daß in den einzelnen Bauerschaften ordentliche Schulen errichtet würden, daß sämtliche Schulen unter sich ein verbundenes Ganze bilden und die Lehrer ohne Rangunterschied aus einer gemeinschaftlichen Schulkasse besoldet werden sollten. Mit dieser Neuordnung waren die Beteiligten alle zufrieden.

Zwergkönig Goldemar im westfälischen Schrifttum.

Von Wilhelm Wüstenfeld.

Im Ruhrtal zwischen Wetter und Essen erlebt der Reisende ganz besonders deutlich die Zwiespältigkeit einer westfälischen Industrielandschaft. Durch das Getriebe der dicht beieinanderliegenden Großstädte, das unrastvolle Gerassel der Fabriken, Bahnhöfe und Werkstätten, geht es in ununterbrochenem Wechsel durch idyllische Landschaften, in denen eine verschwiegene Romantik noch eine friedliche Heimstätte hat. Zwischen Bommern und Herbede rasselt die Ruhrtalbahn in einem verlorenen Stückchen Welt an den Ruinen einer einstmals stolzen Wasserburg vorüber. Aber nur dem einsamen Wanderer geht die ganze Schönheit dieser friedlichen „Insel" auf. Er nur verspürt im Rauschen des Waldes und Raunen des Wassers den Eindruck der Natur, der sich mit der Stimme der Vergangenheit an den Ruinen der Ritterburg vermischt. In den Bergen, die die alte Burg umschließen, sind noch Sagen lebendig im Munde der Menschen, die hier wohnen. Manche dunkle Geschichte erzählt man sich, die mit der Vergangenheit des Schlosses Hardenstein zusammenhängt. So sagt man z. B. es liege unter den breiten Mauerüberresten ein Schatz verborgen, der nicht eher gehoben werden könne, als bis die Mauern ganz zerfallen sind. Am lebendigsten geht heute noch die Sage um vom Zwergkönig Goldemar, deren Entstehungszeit in die Heidenzeit zurückreichen soll. Tatsache ist gewiß, daß sie schon vor vielen hundert Jahren entstand. Wohl mag sich bei ihrer Uebertragung von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht manches an ihrer Form geändert haben, aber ihr Gehalt, ihr Kern ist unverändert geblieben.

Wie in jeder Sage eine mehr oder weniger wertvolle geschichtliche Wahrheit durch sagenhaften Stoff verschleiert und verborgen ruht, so hat man auch versucht, aus der Sage vom Zwergkönig Goldemar, die man übrigens mit der Nibelungensage nicht mit Unrecht in Zusammenhang bringt, den geschichtlichen Kern herauszuschälen. Nach einer Deutung soll sich ein fremder Ritter in der Burg Hardenstein vor seinen Feinden versteckt gehalten haben. Ein Knecht, oder sonst jemand aus der Dienerschaft des Schloßherren habe den Aufenthalt des „unsichtbaren" Gastes bemerkt und aus Furcht vor Verrat sei dieser von dem Ritter getötet worden. Der Inhalt dieser für die Landschaft und Geschichte der Burg charakteristischen Sage, soweit er geschichtlich ist und aus der Phantasie des Volkes stammt, hat manchen Dichter zum Schaffen angeregt. Mehrfach wurde er verarbeitet zu Gedichten, Dramen und Romanen. Am bekanntesten sind die folgenden, zum größten Teil im vergangenen Jahrhundert entstandenen Werke: Max Seibel „Gudula von Hardenberg" (Roman), „Der Klausner" Roman), K. G. Kortes „König Volkmar auf Hardenstein" (Trauerspiel), Simrock „König Goldemar auf dem Hardenstein" (Gedicht), Fr. Rautert „Hardenstein" (Gedicht, mit angefügtem Versuch einer Deutung der Sage), Fr. Wilh. Buchesfeld „König Goldemar auf Schloß Hardenstein" (Schauspiel).

Diese reiche westfälische Literatur über die Sage des Zwergkönigs und die mündliche Ueberlieferung halten die Erinnerung an eine stolze und merkwürdige Vergangenheit der einsamen Burg am Ruhrstrom lebendig, während die wuchtigen und toten Mauerreste immer mehr zerfallen. Durch die vielfache Umgestaltung der Sage bestände allerdings die Gefahr, daß ihre ursprüngliche Gestalt und ihr Inhalt zu sehr verwischt und schließlich verloren gehen könnte, wenn nicht der bedeutende westfälische Geschichtsschreiber von Steinen sie in der damals bekannten Erzählweise in seiner „Westfälischen Geschichte" 1760 niedergeschrieben und schriftlich überliefert hätte. Auch er kannte allerdings schon zwei Schreibweisen, die folgenden Wortlaut hatten:

„Zur Zeit Kaysers Wenceslaus hat sich ein Erdmängen, welches sich König Goldemer nennete, einem gewissen Manne, welcher mit nichts, als weltlichen Händeln beschäftigt war, Namens Neveling Hardenberg, aus der Grafschaft Mark bürtig, und unweit der Ruhr auf einem Schlosse wohnhaft, vertraulich zugesellet. Besagter Goldemer redete mit ihm und andern Menschen, er spielete sehr lieblich auf Seitenspiel, imgleichen mit Würfeln, setzte dabey Geld auf, trank Wein und schlief oft bey Neveling in einem Bette.

Als nun viele, so wol Geist- als Weltliche ihn besuchten, redete er zwar mit allen, aber also, daß es besonders den Geistlichen nicht immer wohl gefiel, indem er durch Entdeckung ihrer heimlichen Sünden, dieselbe oft schamroth machte. Neveling, welchen er seinen Schwager zu nennen pflegte, warnete er oft für seinen Feinden, und zeigete ihm, wie er deren Nachstellungen entgehen könnte. Auch lehrete er ihn, sich mit diesen Worten zu kreuzigen und zu sagen: Unerschaffen ist der Vater; Unerschaffen ist der Sohn; Unerschaffen ist der Heilige Geist.

Er pflegte zu sagen: die Christen gründeten ihre Religion auf Worte, die Juden auf köstliche Steine, die Heiden auf Kräuter. Seine Hände, welche mager, und wie ein Frosch und Maus ...